

# Des Kumpels schwarzer Humor

**Von oberschlesischer Arbeitsdichtung,  
Bergmannssprache und „Schlepperpoesie“**

Wie unbeschwert leicht spielen die Förderräder, während die eisernen Körbe darunter den ständigen Sturz in die Tiefe vollführen, dort, wo sich im Labyrinth der Strecken bis „vor Ort“ das Bergwerk verzweigt: ein kunstvolles Gebilde bergmännischer Technik.

Hier geht es an die „Front unter Tage“<sup>1</sup>, hier hat der oberschlesische Bergmann seit je seinen Mann gestanden, unter schwersten Arbeitsbedingungen, doch selbst noch in größter Gefahr mit einer Art grimmig-humoriger Todesverachtung.

Der Humor des Kumpels, des oberschlesischen Grubenarbeiters, kann man als zweifach „schwarz“ bezeichnen: weil er dem dunklen Bereich der Kohlengrube entsteigt und zudem vielfach angesichts unmittelbarer Gefahr, ja des Todes entsteht.

„Hörst du den Skarbnik husten?“ ruft er dem Kameraden zu, als es im Holz der Stempel und Kappen zu „gehen“, also zu knistern und rieseln beginnt — kurz vor ihrer Verschüttung. Der Skarbnik gilt als Vorbote des Unglücks, kann aber auch nur narren und necken, ähnlich dem Geist des Riesengebirges Rübezahl. Während aber dieser im allgemeinen mehr zu Verwandlungskünsten und Streichen aufgelegt ist, umwittert den oberschlesischen Grubengeist der makabre Dunstkreis der Unterwelt, und es gilt als Drohung, wenn ein Kumpel dem anderen zuruft: „Paß auf, daß dich nicht der Skarbnik holt!“ Wenn sie auch fluchen und lachen, so schlagen die Bergleute bei diesem Namen doch ein Kreuz nach dem andern. Tief steckt in ihnen noch der Geisterglaube, der in zahllosen Sagen seine Bestätigung findet. Manche schwören Stein und Bein darauf, ihn gesehen zu haben, einst sogar in Gestalt des Steigers,

der sie in die Irre führte und dann hohnlachend verschwand. Freilich erzählte das ein zu phantasievoller alter Häuer<sup>2</sup>, der den Skarbnik am blauen Licht, das von ihm ausging, erkannt haben wollte. Als ein anderer Bergmann dem schon verschwindenden Berggeist einen Stein nachwerfen wollte, sei er auf der Stelle von einem herabfallenden Kohlenbrocken erschlagen worden. „Es läuft mir noch kalt über den Rücken, und doch ist es wahr“, schließt beschwörend der Alte.

Vor der Urgewalt des Berges verschlug es jedem die Sprache, aber er fand sie um so kräftiger wieder; auch sonst war dem oberschlesischen Bergmann eine ebenso treffende wie drastische Ausdrucksweise eigentümlich. Sein mit polnischen Brocken untermischtes Idiom zeugte von beträchtlicher Erfindungsgabe; selbst sein Werkzeug erhielt spezifische Namen, die jedem geläufig waren. Der Bohrer hieß „Maschinengewehr“, der große Zuschlaghammer „Barbara“. Die erste Feierschicht im Monat wurde „Volksbegehren“, die zweite „Vaterstag“, die dritte „Volkstrauertag“ genannt. Nahm einer den Mund zu voll, dann konnte er gleich vom anderen Kumpel hören: „Borg' mir mal deine Fresse, ich will zuhaus damit meine Alte erschrecken!“. „Fünf Minuten vor Maria-Hilf“, also kurz vor dem Lohn- oder Vorschußtag, war der Kumpel schlechter Laune. Der Lohntag selbst konnte aber auch der „Gerichtstag“ sein, weil dann die sparsame Hausfrau, besonders wenn er betrunken heimkam, mit ihm „abrechnete“. Resigniert griff er dann nach seiner Tabakspfeife, seinem „Nasenwärmer“, auch „schweigendes Liebchen“ genannt, weil sie ihm keine Gardinenpredigt hielt.

Natürlich wurde auch mit dem Ausdruck „Pieron“ (ausgesprochen: Pjerun) nicht gespart. Das Wort gehörte zur ständigen Würze der Kumpelsprache, galt aber auch, je nach „Tonlage“ als Fluch oder Ver-

wünschung, ein Ausdruck ganz eigenen Charakters, der die Skala aller Gefühle des Oberschlesiers verdeutlicht. Der „feine Mann“ in Oberschlesien ließ sich nur selten dazu hinreißen, es war ihm zu vulgär, nur höchste Erregung konnte ihm das scharfe Wort entlocken, das in irgend einem Herzenswinkel wie ein kleiner Höllenhund auf der Lauer lag. Man hatte eine gewisse Scheu davor und erfand zahmere Formen dafür, wie „Piernika“, „Pierucha“, „Pietronna“ oder „Scharonie“. Die Hauptsache, es zischte und rollte herzhaft darin als lautmalerische Nachahmung und Milderung des „echten“ Pieron, der wie Donner murt und prasselt und soviel wie niederfahrender Blitz bedeutet. Es gewittert in diesem Ausdruck, und man konnte ihn sogar schmecken, nämlich als Schnaps, genannt „Pieron mit Dynamit“, ein hochprozentiges Getränk, dem nur ein ober-schlesischer Kumpel gewachsen war. Übrigens wurde auch eine Kampfschrift nach dem ersten Weltkrieg, in der ober-schlesischen Abstimmungszeit, „Der Pieron“ geheißen.

Das Wort war jedem Oberschlesier geläufig, in jedem Satz und fast nach jedem zweiten Wort konnte man es als gepfefferte Redensart hören, doch öfter auch in jäh aufwallendem Zorn, oder manchmal wieder in gefühlvollen Tönen der Zärtlichkeit. Kam ein Grubenarbeiter aus einer Bergwerkskatastrophe gerettet davon, dann wird gewiß sein erstes Wort über Tage ein kräftig-freudiges Pieronie gewesen sein, das sich in der Tonart noch vielfach variieren konnte, je nachdem, wen er das erstmal danach wiedersah, seine Frau, seine Braut oder den Freund. „Nu, Pieronie, da ging ja nochmal!“

Man könnte über dieses Wort eine philologische Doktorarbeit schreiben. Bleibt man aber bei der schlichten Betrachtung, so kann man nur auf die absolute Volkstümlichkeit dieses Kraftausdrucks hinweisen, der einen Menschenschlag wie kein anderes Wort charakterisiert. Gewiß, Pieron war ein Wortbazillus, an dem aber niemand zugrunde ging, im Gegenteil, er wirkte wie eine stimulierende Medizin, wohldosiert und genau auf den Mann abgestimmt. Noch mehr: Pieron — darin verbarg sich ein Stück ober-schlesischer Seele.

Aber trotz seiner schon manchmal skurrilhaften Humorigkeit: lacht der Grubenkumpel eigentlich? Seinem kohleverstaubten, von manchem Steinfall versehrten Gesicht merkt man innere Regung kaum an: es scheint auf eine geisterhafte Weise erstarrt zu sein. Das Lachen ist Grinsen geworden, wie es zuweilen ein Schock hinterläßt, aus jener Schrecksekunde, in der ein Grubenunglück beginnt oder sich plötzlich vollzieht.

Im übrigen zeugte die Zweisprachigkeit des Industrie-Oberschlesiers von den „fließenden Grenzen“ seines

Landes und seines Volkstums, wie sie nicht viel anders im Saarland und in anderen Grenzgebieten vorhanden sind. Doch eben aus diesem deutsch-polnischen (nicht hochpolnischen) sprachlichen Zwielficht holperten einst die derben Späße und zahllosen Schnurren von Felix Kondziolka, die lustigen Vierzeiler des Sefflik Klappidudek und anderer pseudonymer Verfasser. Legion auch der unvermeidlichen Antek- und Franzekwitze, die damals von Mund zu Mund gegangen und die noch heute unter den Oberschlesiern kursieren, ja sogar in einer neueren Literaturgeschichte Schlesiens angeführt sind<sup>3</sup>. Solche Gewächse, die manche vielleicht als sprachliches Unkraut ablehnen mögen, konnten nur aus dem deutsch-polnischen Sprachgemisch entstehen und waren in Wirklichkeit eine erheiternde

▼ *Denkmal „Die Arbeit“ in Gleiwitz, Oberschlesien*



Bereicherung der Umgangssprache. Freilich konnte sie nur verstehen, wer in der oberschlesischen Grenz- ecke geboren und aufgewachsen war.

Natürlich gab es auch anspruchsvollere Schöpfungen oberschlesischen Humors, zum Beispiel die Erzählung „Furgoll im Fegefeuer“, die Traumgeschichte eines Gleiwitzer Schleppers, der nach dem Ersten Weltkrieg, eben während der Abstimmungszeit, die Zustände eulenspiegelhaft karikiert. Eulenspiegelhafte Figuren spielen auch in den Romanen von August Scholtis (u. a. „Ostwind“) und Victor Kaluza („Kumpel Janek“ und „Kamerad Malheur“) eine Rolle. Überhaupt ist das Eulenspiegelhafte, das Pffiffige, einer der Wesenszüge des Oberschlesiers, wie auch der streichelustige Berggeist sein Wesen widerspiegelt und nur seiner erregten Phantasie entspringt.

*Es ist die warnende Stimme,  
die in ihm erklingt,  
sein helles Gehör, wenn das Wetter  
sich drohender Tiefe entringt  
und tödlich der giftige Brodem  
vom Hangenden springt. . .*

Dieser Strophe aus einem literarischen Arbeitsgedicht sei eine Probe der sogenannten Schlepperpoesie gegenübergestellt. Denn der oberschlesische Kumpel war trotz gefährvoller Arbeit unter Tage nicht nur zu allerlei Späßen und Streichen aufgelegt, sondern auch voll praktischer Erfindungsgabe und hatte Lust an Reimereien, wenn er nach der Schicht zum Vergnügen der ihn ablösenden Kameraden etwa folgenden Spruch mit Kreide auf den Förderwagen schrieb, wie es 1924 in der Karsten-Zentrum-Grube geschah:

*Stinnes-Kasten, tiefe Schächte,  
schönes Mädchen, kurze Nächte,  
schwere Arbeit, trocknes Brot  
sind des Bergmanns früher Tod.*

Der Schlepper zählte zur untersten Kategorie des Bergmanns. Über ihm standen Häuer, Steiger, Grubeningenieur, aber alle waren eine Gemeinschaft auf Leben und Tod, alle beseelte die Sehnsucht nach Freiheit und Licht, ein Drang, der in mancher naiv-künstlerischen Betätigung, wie etwa der des Kohleschnittens, oder eben in Reimen und Sprüchen zum Ausdruck kam.

Aber es gab auch ernsthaftere Versuche oberschlesischer Bergmannsdichtung, die der Kumpel selbst ersonnen, besonders aus dem Erlebnis des Grubenunglücks heraus. Das folgende Gedicht befand sich unter vielen anderen im oberschlesischen Volksliedarchiv zu Beuthen O/S. Es bezieht sich auf eine Katastrophe vor Jahrzehnten in der Preußengrube in Miechowitz:

*Neunzehnhundertfünfundzwanzig  
war fürwahr ein Unglücksjahr.  
Hundertsechunddreißig Tote*

*war es am elften Februar.  
Um die schwarzen Diamanten  
kämpften sie beim Lampenschein.  
Keiner ahnte von den vielen,  
daß es sollt' die letzte Einfahrt sein.  
Viele blasse Frauen standen  
vollgedrängt am Zechentor,  
ob man ihren lieben Gatten  
lebend bringe aus dem Schacht hervor.  
Manches Heim ist leer geworden.  
Not und Elend herrscht im Haus.  
Hundertsechunddreißig Tote  
ruhen tief im Berge aus.*

Und noch ein weiteres Zeugnis harter, gefährvoller Arbeit des Mannes mit der Keilhaue und mit der Schaufel:

*Ich halte sie fest die ganze Schicht,  
sie hat wie ich ein Arbeitsgesicht.  
Sie ist aus Holz und hartem Bleche  
und dient wie ich der Kohlenzeche.  
Wir dringen in manchen Stollen.  
Pieronie, wir müssen, und wir wollen.  
Wir bleiben zusammen und fördern Kohle,  
so lange bis uns der Teufel hole! —*

Im frühen Bergbau vor Jahrhunderten war der Arbeiter unter Tage seinem Steiger geradezu hörig, und der gräfliche Bergherr, den er nie zu Gesicht bekam, dünkte ihm wohl wie Gott. Erst in neuerer Zeit wagte der Sohn eines Bergmanns ein Lied zu singen, in dem etwas wie verhaltene Anklage erklang:

*Mein Vater war Bergmann, das war sein Los.  
Mit Kummer und Sorge zog er mich groß.  
Ich mußte als Knabe tief unter die Erd'.  
Mußt Schieber fahren mit Wagen und Pferd.*

Aber da war noch die „zünftige“ Arbeitsdichtung im oberschlesischen Grubenrevier, in erster Linie von Karl Franz Mainka († 1938) und dem kürzlich in Westdeutschland verstorbenen Paul Habraschka. Beide sind Bergleute gewesen, und beide mühten sich neben ihrer schweren Arbeit um das dichterische Wort. Mainka war vornehmlich Erzähler und Volkskundler, Habraschka war ebenso Erzähler wie Lyriker und schrieb eine Reihe von Büchern, die zumeist die Welt unter Tage zum Inhalt haben<sup>4</sup>.

Charakteristisch mag sein, daß die besten dichterischen Leistungen aus dem Bereich des Bergmanns der sozialen Not und dem Erlebnis des Grubenunglücks entstammen, und hier sind es vor allem die Schriftsteller, die keine Bergleute gewesen sind und doch die Welt unter Tage im Nacherlebnis und im Gefühl des sozialen Mitleids göltig gestaltet haben. Hier sei vor allem auch des oberschlesischen Dichters Josef Wiessalla gedacht, dessen schon anfangs erwähntes Bergwerksdrama „Die Front unter Tage“ 1935 in Berlin mit starkem Erfolg uraufgeführt, doch bald darauf „wegen Gefährdung des sozialen Friedens“ abgesetzt wurde. Schließlich seien aus einer Reihe weiterer Schriftsteller noch Hans Nowak und Georg



Zivier mit ihrem gemeinsam geschriebenen Godulla-Roman „Zink wird Gold“ sowie auch Gerhart Baron mit seiner starken Industrielyrik erwähnt.

Alle diese Autoren waren, obwohl nicht aus unmittelbarer Anschauung, ergriffen von der Tragik, die das Bergwerk noch immer umwittert. Sie lagen im geistigen Kampf mit der gewaltigen und gewaltsamen Riesin Industrie, mit den unterirdischen Mächten des Berges. Aber solange es Bergbau gibt, haben Menschen von Not und Tod in seiner lauernden Finsternis ausgesagt, und durch die Jahrhunderte ging auch

▲ *Emma-Grube und Kokerei Radlin, Kreis Rybnik, Oberschlesien. Bauer und Bergmann sind die legitimen Erben Oberschlesiens*

die Sage vom Berggeist und klang das schlichte, anonyme Lied oder Gebet des Bergmanns selbst.

Was weiß die Menschenwelt über Tage, welche Mühsal und Kämpfe sich drunten auf der 800-Meter-Sohle abspielen, wo die Schrämmaschinen und Abbauhämmer sich dumpf ratternd in das Kohlenflöz bohren. Wo Menschen gleich Bohrwürmern den

Berg zerlöchern und immer tiefer scharren und schürfen.

Und doch bildet jeder Kohlenschacht eine eigene Welt, eine Schicksalsgemeinschaft im wahrsten Sinne des Wortes, über Länder und Völker hinweg. Denn überall, wo der Bergmann lebt, spricht er dieselbe Sprache. Vor allem ist es die bergmännische Berufssprache, die sich zum Beispiel in Oberschlesien seit Generationen fast unverändert erhalten hat, vermehrt durch die technischen Ausdrücke der Neuzeit. Unleugbar waren manche Bergausdrücke slawischen Ursprungs, jedoch war der deutsche Einfluß in der Berufssprache der Berg- und Hüttenleute vorherrschend. Ein bekannter Volkskundler Ostdeutschlands<sup>5</sup>

▼ *Oberschlesischer Kumpel vor der Deutschlandgrube in Schwientochlowitz*



schrrieb seinerzeit in den Monatsheften „Der Oberschlesier“ zu diesem Thema unter anderem: „Unser hauptsächlichliches Aktenmaterial über den alten Bergbau, vor allem der Beuthen-Tarnowitzer Gegend, geht auf die Zeit der brandenburgischen Markgrafen zurück. Es zeigt sich, daß da im Bergbau, als Unternehmer, Bergbeamte und Facharbeiter, fast ausschließlich Deutsche tätig waren. Unter den Arbeitern gab es, ebenso wie in späteren Jahrhunderten, auch eingewanderte Polen. Wenn die Tarnowitzer Gewerken erst post festum (1533) einen zusätzlichen

Artikel zur Bergwerksordnung von 1528 betreffend Parität der polnischen Sprache verlangen, so deutet das auf keine starke Stellung des Polentums in Tarnowitz hin (Cod. dipl. XXI, 30, XX (228), 244).

Unter diesen Umständen nimmt es kein Wunder, daß die polnischen bergmännischen Ausdrücke der damaligen Zeit entweder wörtliche Übersetzungen oder nur leicht angeglichene deutsche Worte sind. Beispiele sind etwa *gwarek* (Gewerke), *szytygar* (Steiger), *szacht* (Schacht), *stolnia* (Stollen), *barkracht* (Bergrecht).

Ein alter aus dem Deutschen entlehnter Name ist auch *kilof* (Keilhaue). Dieser *kilof* kommt schon in der Tarnowitzer Urkunde von 1529 vor. Herzog Johann von Oppeln verlängert darin auch im Namen des Markgrafen in böhmischer Sprache die Bergbaufreiheit und verleiht den Tarnowitzern ein Siegel: einen goldenen Adlerflügel in blauem Felde sowie Hammer und Schlägel.“

Obwohl sich die berufliche Ausdrucksweise des ober-schlesischen Bergmanns durch Jahrhunderte kaum veränderte, war seine Umgangssprache, wie schon erwähnt, äußerst variabel und erfinderisch. Sie zeugte von Mutterwitz, Humor und scharfer Beobachtungsgabe und war, gerade in der Überschneidung mit dem Slawischen und im ständigen Kampf mit den Gefahren des bergmännischen Schaffens, schöpferisch und sich ständig erneuernd. Sie war Ausdruck der Phantasie und Fabulierfreudigkeit des ober-schlesischen Volkes, das einst noch ungebrochen und unbefangen im rauhen Kreis der bergmännischen Arbeit gelebt und sich durch alle Fährnisse behauptet hat. Noch heute begegnen sich — trotz aller Wandlung — Bauer und Bergmann, die gleicher Herkunft sind, und grüßen sich brüderlich. Wohl tragen sie beide das Gesicht der dunklen Erde zugekehrt, doch ihr starkes, furchtloses Herz läßt sie niemals darin versinken. Denn sie sind, was sie waren, seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht, die Wälderroder und Ur-Arbeiter, die legitimen Erben des ober-schlesischen Grenzlandes, jener rauchgeflaggten Landschaft, deren Förderräder im östlichen Winde spielen.

#### ANMERKUNGEN

1. Titel eines Grubenstücks, dessen Autor, Josef Wiessalla, bei der Verteidigung Breslaus 1945 fiel.
2. In Oberschlesien wird der Bergmann vor Ort nicht wie im Ruhrgebiet Hauer, sondern Häuer genannt.
3. Lubos, A.: Geschichte der Literatur Schlesiens, Bd. II, München 1967.
4. Paul Habraschka ist auch in der von der IG Bergbau und Energie herausgegebenen Anthologie „Wir tragen ein Licht durch die Nacht / Gedichte aus der Welt des Bergmanns“ mit einigen Versen vertreten.
5. Krause, W.: Alte ober-schlesische Bergbauausdrücke. In: Der Oberschlesier, Jg. 1935, Heft 3.